

Architektur für die Öffentlichkeit

Autor(en): Ulrike Jehle- Schulte Strathaus

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2003

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c8585c44-722c-4a66-afc0-45cc314bc98d>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Architektur für die Öffentlichkeit

Ulrike Jehle-Schulte Strathaus

**Der Messeturm, die Bahnhof-Passierelle,
das Geographische Institut, das «Frauenspital», das Schaulager**

Eingeladen, einen architektonischen Spaziergang durch die jüngsten Bauten Basels zu machen, habe ich fünf markante Beispiele ausgewählt, die öffentlichen Charakter haben, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise. Ich habe mich auf Bauten beschränkt, die man aufsuchen, um sie herum gehen, sie durchqueren, die Räume spüren, die Materialien anfassen und riechen kann. Architektur muss am Ort, will live erlebt werden.



Der Messeturm – das höchste Haus der Schweiz

Mit dem Bau des Messeturms ist ein unübersehbares Zeichen entstanden. Im Glaubenskrieg um Hochhäuser haben die Befürworter zurzeit wieder Oberhand. Für die Gegner bedeuten die Wolkenkratzer Sinnbild überheblichen, technologischen Gigantismus' jenseits jeden menschlichen Massstabs, während die positiven Stimmen in ihnen Zeichen von wirtschaftlicher Prosperität, technologischem Fortschritt und Urbanität feiern. Für Basel setzt der Messeturm ein eindeutiges Signal.

Die Messe, die in den 90er-Jahren Expansionspläne ausserhalb der Stadt geschmiedet hatte, dokumentiert mit dem Turm nun deutlich und unübersehbar ihre Präsenz in der Stadt. 1998 führte dieser Entscheid zu einem Wettbewerb, den nach einigen Überarbeitungen die Architekten Morger &

Degelo und Daniele Marques gewannen. Zusammen mit dem Ingenieur Tivadar Puskas errichteten sie in nur 20 Monaten einen gläsernen Turm, der mit seinen 105 Metern Höhe als höchstes Haus der Schweiz gefeiert wird. Im europäischen Vergleich, erst recht im interkontinentalen, ist die Höhe dieses Hauses allerdings bescheiden.

Die wenigen hohen Häuser der 50er- und 60er-Jahre stehen am Rand der Stadt. Der Messeturm steht citynah und ist nicht zu übersehen. Auf der Achse Mittlere Brücke – Badischer Bahnhof belegt er den Mittelpunkt eines virtuellen Kreises, dessen Viertelsegment der Rhein in Basel begrenzt und das die Topografie dieser Stadt einmalig charakterisiert.

Der Turm, als Stahlkonstruktion mit einem Betonkern, ist mit grünlichem Glas verkleidet. Er

Der Messeturm erlaubt einen atemberaubenden Blick auf die Stadt und ihr Umland.



beherbergt in den einzelnen Geschossen die Verwaltung der Messe selbst, ein Hotel, Restaurant und weitere, noch nicht belegte Räume. Er steht einerseits für die Messe und andererseits für eine derzeitige Auslegung des Typus Hochhaus in Basel. Die massive Auskragung zwischen drittem und fünftem Obergeschoss gilt dem Versuch, das Haus mit der Traufhöhe der Nachbarbauten in die be-

stehende Struktur einzubinden und gleichzeitig einen Abschluss des neuen Platzes zu definieren. Es ist eine glückliche Fügung, dass der Turm in den verschiedenen Entwicklungsstappen von 90 auf 105 Meter erhöht werden konnte. Er könnte für mich entschieden höher sein. Das ist keineswegs als Vorwurf an die entwerfenden Architekten zu verstehen.

Das neue Wahrzeichen Basels ist aus allen Himmelsrichtungen gut sichtbar.



Die Bahnhof-Passierelle – eine gedeckte Brücke über den Gleisen

Ähnlich wie der Messturm polarisiert auch die neue Passierelle am Bahnhof SBB die öffentliche Meinung. Sie ist ebenfalls Ergebnis eines Wettbewerbs, gewonnen von den spanischen Architekten Cruz & Ortiz aus Sevilla zusammen mit Giraudi & Wettstein 1996. In unzähligen Leserbriefen werden

die Anfangsschwierigkeiten der Zugänglichkeiten beklagt – und darüber vergessen, was dieser Bau eigentlich bedeutet. Er verbindet die City mit dem Gundeldinger-Quartier und wertet dieses auf. Er bricht die streng symmetrische Anlage des historischen Bahnhofs, der sich entlang der Gleise entwickelte, senkrecht auf, zu Gunsten einer diese Gleise überspannenden Fussgängerpassage, die gleichzei-

Das Brückengebäude überquert das Gleisfeld und wird zur zentralen städtebaulichen Verbindung der Innenstadt mit dem Gundeldingerquartier. Die prägnante Silhouette des gefalteten Daches erinnert an ein topografisches Profil und prägt das zeitgemässe Erscheinungsbild des Bahnhofs SBB.



tig den unterirdischen Zugang zu den Perrons ersetzt.

Die grosse, wellenförmig geknickte, silbern metallenen schimmernde Dachsilhouette endet in einer emporschiessenden Geste an der Güterstrasse, im Volksmund <Talstation Bruderholz>. Das südliche Ende der Passage, die im Inneren leicht und transparent wirkt, macht in der Güterstrasse eine unverstänlich imposante Geste, die durch die – vermutlich nicht endgültige – Nutzung durch einen Elektronikmarkt nicht eingelöst wird. Die im Wettbewerb <Südpark> vorgeschlagene Bebauung von Herzog & de Meuron wird diese Situation in jedem Fall entschärfen.

Eine Brücke mit Geschäften ist eine in der städtebaulichen Tradition nicht unbekannt Typologie, es sei nur an den Ponte Vecchio in Florenz oder an die Rialtobrücke in Venedig erinnert. Von diesen historischen Vorbildern lebt der Grundgedanke dieses Bauwerks, der sich mit der neuen Philosophie der Bahnhöfe als Dienstleistungszentren deckt.

Die lichtdurchflutete Passage ist ein wesentlicher Beitrag zum öffentlichen Raum der Stadt Basel. Die Dynamik des Reisens wird mit einer differenzierten Raumfolge umgesetzt, welche die denkmalgeschützte Schalterhalle mit dem neuen südlichen Bahnhofplatz verbindet.



Das Geographische Institut – Öffnung zum Hof

Für die Universität sind zwei höchst unterschiedliche Bauten entstanden, nicht nur was das Volumen betrifft. In direkter Nähe zum neuen Frauenspital liegt das Geographische Institut der Architekten Alioth Langlotz Stalder Buol an der Klingelbergstrasse.

Eine hermetisch geschlossene, horizontal gegliederte Glasfassade schützt gegen die Immissionen des Cityrings. Die zurückhaltende äussere Haut verrät zunächst nichts von dem, was im Inneren passiert. In der zweibündigen Anlage mit einem inneren Gang liegen die Büros der Dozenten und Assistenten, im Dachgeschoss eine Aula und ein

kleinerer Seminarraum. Dort findet sich zudem ein Aufenthaltsraum, der in die hofseitige Terrasse mündet. Es ist eine strategische Entscheidung der Architekten, das Haus an diesem mit Verkehrsimmisionen belasteten Ort mit äusserster Zurückhaltung zu behandeln, zur Strasse zu schliessen und es eindeutig auf den Hof hin zu orientieren. Spannende Details entdeckt man beim genaueren Hinschauen, zum Beispiel die Schränke für die hohen Rollen der Landkarten oder die hinter Türen verborgenen Garderoben und Lavabos. Da gibt es keine grossen Gesten wie bei der Bahnhof-Passelle, aber grosse Qualität im Kleinen.

Im Geographischen Institut verbirgt sich hinter der Glasfassade diskrete Qualität.



Das gläserne Frauenspital

Mit dem Bau des neuen Frauenspitals, korrekt «Erweiterungsbau des Klinikums 1 West», haben die Architekten Silvia Gmür und Livio Vacchini bewiesen, dass auch unter erschwerten Bedingungen scheinbar einfachste Lösungen zu einem grossartigen Ganzen werden können.

Der Neubau schliesst an das bestehende Gebäude des ehemaligen Bürgerspitals an und führt dessen Dimensionen, Geschosshöhen und Hoflösungen fort. Der grosse Kubus auf dem Gelände der ehemaligen Spitalapotheke hat über seine drei sichtbaren Etagen grosse gläserne Fassaden, die im Wechselspiel von Tageszeit und Wetter

verschiedene Tönungen annehmen. Mehrschichtig ist diese gläserne Haut, die alle technischen Anforderungen an die Regulierung von Wärme und Licht erfüllen muss. Dahinter ahnt man von aussen den dichten Stützenraster aus weissem Beton, der das einfallende Licht in einen ständig wechselnden Schattenrhythmus bringt. Die Fassade erlaubt den Ausblick aus dem Inneren, nicht aber Einblick von aussen.

In den drei Stockwerken sind das Ambulatorium, darüber die Operationszone, zuoberst die Gebärabteilung untergebracht. Die Anordnung der Räume erfolgte in den einzelnen Geschossen nicht linear, wie man sie meistens in Spitalern antrifft,

Zum umsichtig renovierten Altbau des Klinikums 1 ist ein architektonisches Juwel hinzugekommen.



sondern konzentrisch. Entlang der inneren Fassaden bleibt den Menschen Raum zum Zirkulieren. Zuoberst sind die Gebäuzimmer auf einen innen liegenden Hof orientiert, der als bepflanzter, nicht zugänglicher Aussenraum den gebärenden Frauen einen ruhigen, fast meditativen Ausblick gewährt. Von diesem Hof wird das Licht in einer Laterne nach unten geführt, so dass auch in den unteren Geschossen das Tageslicht gegenwärtig bleibt. Die intensiven, reflektierenden, die Räume dominierenden Farben Gelb und Grün schaffen zusammen mit dem Blau der Möblierung eine lichte, freundliche Stimmung, die nichts von einer bedrückenden Spitalatmosphäre aufkommen lässt.

Es ist den Architekten gelungen, dem hochtechnologischen, sich ständig wandelnden Apparat, den ein zeitgenössisches Krankenhaus auszeichnet, gerecht zu werden und gleichzeitig die private Sphäre der Patientinnen so weit wie möglich zu schützen. Sie bedienen sich der primären architektonischen Mittel wie Raum und Form, Licht und Schatten, Material, Farbe und Oberfläche mit einer unvergleichlichen Stringenz.

Die Lichtführung und ein sensibles Farbkonzept zeigen, dass funktionelle Architektur auch poetisch sein kann.



Das Schaulager – eine neue Typologie

Mit dem Schaulager in Münchenstein haben die Architekten Herzog & de Meuron einen Gebäudetyp errichtet, den es bisher noch nicht gab. Für die Kunstwerke der Emanuel Hoffmann-Stiftung, die eine der bedeutendsten Kollektionen zeitgenössischer Kunst besitzt, hat die Präsidentin der Stiftung ein Haus gewollt, das sowohl «Lager» wie auch gleichermassen An-«schau»-Raum ist. Es geht also nicht um ein traditionelles Depot und auch nicht um ein Museum. Es geht vor allem auch um ein

Forschungslabor, in dem einerseits konservatorische Bedingungen und Möglichkeiten der zeitgenössischen Werke untersucht und erprobt werden und das andererseits wissenschaftlich Interessierten zur Verfügung steht.

Der Standort zwischen den anderen Lagerhäusern der Umgebung kommt diesem Anspruch entgegen. Doch anders als diese behauptet sich das Schaulager als Solitär, der ohne die ortsüblichen Beschriftungen auskommt. Das riesige Gebäude hat eine erdige raue Betonfassade, die aus dem Aushub

Im Eingangsbereich wird das Schaulager zum überdimensionierten Schaufenster.



an Ort gegossen und aufgekratzt ist. Die Schwere und Massigkeit der langen Wände, die drei Seiten eines Rechtecks bilden, wird an der vierten Seite polygonal aufgebrochen. Dort ist der grosse, helle konkav geknickte Eingangsbereich. Ein kleines Haus, wie aus einer Kinderzeichnung übernommen, mit der erdigen Haut über Dach und Wänden, macht den Massstabssprung zwischen Gross und Klein deutlich, der diese Situation auszeichnet. Man könnte sich dort auch einen Künstler in Residenz denken oder darin einfach eine Antwort auf die Wohnhäuser der Umgebung sehen.

Im Inneren dominiert die grosse, über alle Stockwerke reichende Halle, die von Zeit zu Zeit für wechselnde Ausstellungen genutzt wird. Die Grösse ist überwältigend, unter anderem auch des-

wegen, weil die engen Reihungen der Neonröhren die räumliche Tiefe zunächst verunklären. In den fünf Geschossen werden in langen Reihen von «Zimmern» die Kunstwerke untergebracht, nicht verpackt, sondern in der originalen Präsentationsform.

Neben dem krustigen Beton und der weissen Eingangssituation finden sich wellenförmige plastische Fensterschlitze wie vergrösserte Gänge von Regenwürmern im Erdreich und übereinander gereichte Metallgeflechte, die changierend flimmern wie Moiré.

Das Schaulager ist nur bedingt öffentlich. Das wird den Reiz an dieser faszinierenden Grossform erhöhen, mit der die Architekten einmal mehr Neuland entdeckt und erobert haben.

Die erdige, rauhe Betonfassade wurde aus dem Aushub vor Ort gegossen und aufgekratzt. Die Fensterschlitze erinnern an vergrösserte Gänge von Regenwürmern im Erdreich.

